

Ein Schwabe namens „Two Rock“

Der Birkenfelder Peter [REDACTED] ist ein großer Freund der Navajo-Indianer

Von unserer Mitarbeiterin
Rosi Schneider-Clausert

Birkenfeld. Wer kennt nicht den großen, edlen Winnetou, den Häuptling der Apachen? Und wer hat nicht als Kind gerne Indianer gespielt? Auch dem heute 48-jährigen Birkenfelder Peter [REDACTED] haben es die Indianer, die sich selbst als „Native Americans“ bezeichnen, schon in seiner Kind- und Jugendzeit angetan. Bereits im Alter von 15 Jahren besuchte er im Rahmen eines Verwandtenbesuches auch das Navajo-Indianerreservat im Norden Arizonas, dem ausgedehntesten Schutzgebiet Nordamerikas mit der größten Bevölkerungszahl.

„Das Reservat, bewohnt von verschiedenen Stämmen wie Apachen, Hopi und Weiteren, ist größer als das Gebiet Baden-Württembergs“, veranschaulicht Peter [REDACTED] die Ausdehnung des Territoriums. Wie der Name „Arizona“ besagt, handelt es sich um eine von der Sonne ausgedörrte Ode von radikaler Dürre, brutender Sommerglut und spärlichem Niederschlag. Allgegenwärtiger Staub und Sand, Millionen von Fliegen, Mücken und Käfern kennzeichnen das den Ureinwohnern Nordamerikas vorbehaltene Wohn- und Schutzgebiet, das einen völlig wertlosen Ersatz für das ihnen von den Weißen zugewiesene Land darstellt.

„Damals habe ich dann dort den jungen Indianer „Joe“ kennengelernt, dessen indianischen Namen ich nie erfahren habe“, sagt Peter [REDACTED]. Jahrelang stand er mit ihm in Briefkontakt. Von ihm wurde er auch eingeladen, seinen nächsten Urlaub im Reservat zu verbringen.

Etlliche weitere Besuche erfolgten, bis er 1986 Deutschland verließ und sechs Monate lang im Indianerreservat gewohnt hat. „Die Indianer leben dort in erbärmlichem Zustand. In diesem Reservat sind der höchste Alkoholkonsum und die höchste Selbstmordrate in den USA zu verzeichnen“, klagt er. Spätestens hier gerät das von Karl May geprägte Apachenbild aus den Fugen. Statt auf Freiheit und Tapferkeit trifft man dort auf Elend und Resignation.

Arbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung, Minimallohne und Bildungsnot sind eher die Regel als die Ausnahme. Nach dem Motto „Ein Indianer kann leben, wo ein weißer Mann verhungern würde“, wies die US-Regierung den Ureinwohnern grauenvolle, wüste Einöden als neue Heimstätten zu. Schlimm sehe es dort aus, wo die Nachfahren des legendären Häuptlings Chochise ein trostloses Leben fristen und wo einst die letzte Hoffnung der Indianer auf ein freies Leben im Kupelhappel am Wounded Knee begraben wurde. [REDACTED] der den Namen „Two Rock“ zugewiesen bekam, weil er so fest

Dörfer, die kein Weißer ohne Genehmigung durch die Indianer-Agentur betreten dürfe. Selbst mit Genehmigung durch diese, käme erstmal ein Häuptling, mit dem man ein Gespräch führen müsse. Sollte dieser den Gast für „würdig“ halten, könne man die Stadt für einige Stunden besichtigen. Dies sei aber selten. Überhaupt sei es schwer, das Vertrauen der Indianer zu erlangen.

Großes Misstrauen sei auch ihm entgegen geschlagen, als er anfangs im Wohnmobil im Reservat gewohnt habe. „Erst als ich ihnen sagte, dass ich Deutscher und kein US-Bürger bin, ist das Vertrauen gewachsen“, beschreibt er seine Zeit im Reservat. Oft wurde er dann in die Wohnungen, Häuser, Adobebauten – die aus Lehm geformten und in der Sonne getrockneten Backsteine erbaut sind – und Lehmhütten eingeladen.

Aber ein Rest von Misstrauen sei doch geblieben. Viele Eindrücke habe er gewonnen und viel über ihre Lebensweise erfahren und auch an Zeremonien durfte er teilnehmen, obwohl die Indianer sehr verschlossen seien, sagt er. Viele junge Indianer verstehen die Sprache und die Mythen ihrer Väter nicht mehr. Sie wissen weder etwas über die Gebete noch über die Heilkräuter. Früher noch kannten sie mehr als dreißig „Heilswege“, schamanische Rituale, Lockrufe an die Götter, die tagelang dauern konnten. „Aber alles was sie auch heute noch tun, hat einen religiösen Hintergrund“, sagt Wegner.

Etlliche Erkenntnisse hat Peter [REDACTED] mitgebracht: Heute zieht er Parallelen von dem Werteverfall der



ETLICHE INDIANISCHE RITUALE wie das „in sich kehren“, das einer Meditation entspricht, hat Peter [REDACTED] von seinen Navajo-Freunden übernommen. Foto: Günther

Indianer zu unseren Jugendlichen und er versucht Wertefühle einer Kultur aufrecht zu erhalten und das Selbstwertgefühl zu stärken. „Ich lebe nun viel bewusster, den Menschen, mir selbst, der Umwelt und den Dingen gegenüber. Erst muss ich mein Bewusstsein verändern, um etwas in der Welt verändern zu können“, sagt er. Was ihn fasziniert, sei, zu verfolgen, wie sich die Indianer bemühten, etwas aus ihrer Situation zu machen. Im Herbst dieses Jahres will er bei einem weiteren Besuch den Kontakt zu „seinen“ Indianern wieder auffrischen.

Die dritte Gruppe versuche nach ihren alten Werten zu leben und ihre Traditionen zu bewahren. „Sie schotten sich ab und wollen weder Kontakt zur Bevölkerung noch zu anderen Indianerstämmen“. Auch hätten sie kleine

stehen würde wie zwei Felsen, teilt die Indianer in den Reservaten in drei verschiedene Gruppen ein: Zum einen gäbe es die angepasste und integrierte Gruppe, die einem Beruf nachgehe. Die zweite Gruppe lebe vom Tourismus. Diese Indianer würden sich mit Shows, Tänzen und dem Verkauf von indianischem Kunsthandwerk über Wasser halten.

Textstellen wurden aus Gründen der Privatsphäre geschwärzt
Wir bitten um Ihr Verständnis.